

Irene Prugger

Wasser für Franek

Erzählung



HAYMONeBOOK

Irene Prugger

Wasser für Franek

Erzählung

haymon
verlag

© 1993
HAYMON verlag
Innsbruck
www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7099-7104-8

*Satz: Edition Tau & Tau Type, Bad Sauerbrunn
Druck und Bindearbeit: Wiener Verlag, Himberg
Cover: Chryseldis Hofer*

Dieses Buch erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.haymonverlag.at.

Inhalt

[Inhalt](#)

Oben, im Villenviertel, da erhaschen die Katzen nur noch Gummimäuse. Sie liegen auf fetten Dosenfutterbäuchen und starren alles Lebendige an, bis es ihrem Gesichtskreis entschlüpft. Die Trauerweiden in den großen Gärten haben ihre Spitzen in die Böden getrieben und wachsen nun nicht mehr. Von dort, wo der Hügelkuppe eine Krone aus fünf Prachthäusern gebaut wurde, hat man den besten Blick auf die Stadt, sagen die Leute, die am Fuße des Hügel wohnen, und sie breiten ihre Arme aus, als wollten sie all das Gezeigte in ihren Besitz nehmen.

Es ist Sommer. Der Weg nach oben windet sich steil durch eine duftende Phalanx aus Rosenhecken. Aus allen Mauerritzen brechen die sattroten Blüten hervor, aber hinter den Gittertoren knurren die Hunde. Nach der letzten Wegbiegung steht das Haus der Familie Maier, der auch die Armaturenfabrik in der Stadt gehört.

Die Hausfrau dort ist Kathi Franek aus der Steingrubensiedlung. Sie könnte viel erzählen über die blühenden Drähte und die wohlriechenden Gifte dieser Gegend, aber steht man ihrem ewig lächelnden Gesicht gegenüber, so bekommt man doch nur zu hören, nach welchen Kriterien man im Frühjahr die Rosen schneidet, damit im Sommer die gelben und roten Sonnen so üppig aus dem Dornengeflecht leuchten.

Rosen, Rosen! Eh' man sich's versieht, bleiben einzelne von schnell gesprochenen Wörtern in den Hecken hängen, und die Sätze bekommen unansehnliche Löcher. Wer lange Zeit über die falschen Dinge schweigt, dem wird die Zunge lahm, pflegt Kathi zu sagen. Nämlich dann, wenn ihr wieder keiner zuhört. Und so legt sie manchmal die Hände auf die

heißen Steinmauern, dorthin, wo die Blumen Platz gelassen haben, und denkt an Flucht wie an eine Reise zu einer verschollenen Welt.

Heute ist die Hitze nahezu unerträglich – selbst aus dem Asphalt der Hauptstraße treibt es schwarze Schweißtropfen. Die Sonne setzt sich als überschäumender Stern aus Licht in Szene, aber die Schatten, die sie wirft, sind scharf wie Rasierklingen. Hinter den hohen Begrenzungsmauern winken die Bewässerungsanlagen mit zarten Sprühregen stumme Grüße an die Nachbarschaft. Hallo, denkt Kathi, lange keinen mehr von euch gesehen.

Und wenn es in diesem Augenblick jemanden gäbe, der bereit wäre, zuzuhören, würde Kathi vielleicht aussprechen, worüber sie ohne Unterlaß nachdenken muß. Bei ihrer seligen Großmutter würde sie beschwören, daß sie hier oben in gewissen Stunden den Tod atmen hören kann. Und wenn jemand meinte, es sei bloß das asthmatische Röcheln ihres alten Vaters, das ihre Nerven aufreize, dann würde Kathi die Geschichte vom Blechdosen-Hans erzählen, jenem kleinen Buben, der nichts besaß außer einer blankgeputzten Blechdose und seinem hochgepriesenen Geheimnis, was den Inhalt der Dose betraf. Und wieder wäre es bloß eines der netten Familienhistörchen, in denen nie jemand ein Gleichnis fürs Leben erkannt hat. Niemand aus der Familie hat die Tragik der Pointen dieser Geschichten begriffen, der kleine Hans schon gar nicht. Der ist einfach erst groß geworden und später alt und hat sein Lebtag lang mit leeren Blechdosen Lärm geschlagen. Kathi merkt, wie auch sie ihre Blechdose mit nichts als Phantastereien anfüllt. Die scheppern nicht einmal beim Schütteln und sind wertlos, solange zwischen einer Idee und deren Ausführung ein ganzes Leben liegt, das nicht ausreicht.

Kathi sieht sich im Spiegel von glänzenden Äußerlichkeiten umgeben. Ist das Helenes Ziel gewesen,

überlegt Kathi, ist es wirklich nur das gewesen, was sie gesucht hat? Ein protziges Fassadenwerk, hinter dem sich die Eitelkeiten verbarrikadieren, damit keine Vorwürfe sie treffen! Beim heiligen Kukuruz, es hätte sich nicht gelohnt.

Das Haus wird durch eine Unzahl von Rundbögen zusammengehalten, und fast hat es den Anschein, als könne man sich an keiner Kante stoßen. Die leichten Vorhänge bähnen sich in der steten Zugluft, sie sind in Rosé gehalten, der nobleren Farbschwester von rosa. Kathi kann dieses bleiche Pastell nicht ausstehen, jetzt nicht mehr, da neuerdings sowohl Babywindeln als auch Tampons mit dieser Verpackungsfarbe die Käuferinnen an die Regale locken. Das Rosé bekleckert nahezu den gesamten Wohnraum mit süßlicher Damenhaftigkeit, schmiegt sich in die Teppichfasern, schwebt transparent auf seidenen Lampenschirmen, strudelt durch eine Reihe großflächiger Landschaftsmalereien an den Wänden entlang, und selbst das Telefon spiegelt in seinem Perlmuttschimmer sanfte Andeutungen dieser Farbe wider. Rosé sind die Gestalten gekleidet, die nachts durch Kathis Träume drängeln, um sie auf eines der zahllosen Ufer der Traumflüsse zu ziehen, und rosé sticht die Kotze des Katers vom Parkett, wenn er zuviel von den Erdbeeren mit Sahne gekostet hat.

Kathi hat eine völlig ungerechte Abneigung gegen Pastellfarben entwickelt, seit sie sich von all den Augentröstern tagtäglich bedrängt sieht, die sie selbst vor zehn Jahren ausgesucht hat. Damals hat sie noch geglaubt, sie könne das Glück in dieses Haus einladen, wenn sie das Interieur gemütlich und prospektgetreu arrangiert und dekoriert. Die Möbel sind aus so gutem Holz geschnitzt, daß sie noch Kathis Urururenkel erfreuen können, vorausgesetzt, die Menschheit kann mithalten mit der Langlebigkeit dieser Produkte aus erstklassigen Werkstätten.

Vor zehn Jahren war die Zukunft für Kathi noch ein breites Feld, das es mit Vorsätzen zu düngen und mit Taten zu bepflanzen galt. Vor zehn Jahren hat Kathi die Rosenstöcke in die Erde gesetzt, und sie spenden nunmehr die einzige blühende Ernte ihrer Bemühungen um Fruchtbarkeit.

„Zum Teufel“, möchte Kathi ihrem Vater zuschreien, während sie eine Sauce rührt. „Zum Teufel, hör endlich auf, die Welt auseinanderzuhacken, du alter Esel!“ Monotone Schläge brechen in gleichbleibenden kurzen Abständen in die Mittagsruhe ein und hallen von den Außenwänden der Häuser wider. Kathis Vater steht im Schuppen und schlägt krachend die Langeweile seines Lebensabends entzwei. Zum Glück fallen dabei wenigstens Scheiter zum Beheizen des Kachelofens ab.

Kathi schiebt die Pfanne mit der Sauce von der Herdplatte, geht mit langen Schritten zum Fenster und ruft: „Vater, es ist Viertel nach zwölf, wir müssen die Mittagsruhe einhalten, sonst ... sonst“, sagt Kathi nochmals und hadert mit sich, weil sie dem Alten keine Erklärungen geben will, die man für Schulkinder der Unterstufe parat hält. Die Schläge krachen lauter, der alte Mann keucht sich die Anstrengung, die seine Sturheit ihm abverlangt, aus dem Hals, speit den angesammelten Schleim der Verachtung über die neuen Zeiten auf den Boden, bückt sich nach Holz und schlägt und schlägt.

„Fraaanek!“ brüllt Kathi und klopft das A flach und breit wie Schnitzfleisch. Sie hämmert mit dem Zeigefinger auf ihre Armbanduhr. Da läßt der Alte die Hacke sinken und fragt: „Ist Martin schon da?“ – „Er kommt um eins. Aber du sollst mit dem Hacken aufhören, sonst kriegen wir es mit den Nachbarn zu tun.“ – „Er kommt um eins?“ – Ja, Vater, um eins. Wie jeden Tag.“ – Wie jeden Tag muß Kathi dem Vater ihre Welt neu erschaffen mit endlosen Wiederholungen. Er nimmt ihren Tagesablauf nicht zur

Kenntnis, obwohl er nun schon seit einigen Monaten in diesem Haus lebt. Er weigert sich strikt, zu erkennen, daß sich nicht einfach vom Ich auf ein Du schließen läßt, er stülpt seine eigene kleine Welt über alle anderen wie einen schwarzen Sack und macht sich so selbst zum Gefangenen seines Unvermögens, in Varianten zu denken. Er versteht die moderne Zeit nicht mehr, sucht in den Falten seiner Krämerseele nach ein paar Überbleibseln schmackhafter Erinnerung und nagt sie ab wie einen Knochen, an dem kein Fleisch mehr hängt. Jetzt steht er über den Hackstock gebeugt, beschaut seine schwieligen Hände und liest aus den groben Linien das Schicksal seiner Vergangenheit ab. „Früher“, schreit er mit einer hohen, sich überschlagenden Stimme, „früher hat die Arbeit noch etwas gegolten!“

„Ja früher“, öffnet Kathi den Tonfall ihres Vaters leise nach und reibt feine Raspel einer Sellerieknolle in die Sauce. Dann schrickt sie zusammen, weil ein neuerlicher Schlag ihr dröhnend ins nachbarliche Gewissen fährt. Schon kratzt sie allen Zorn ihres Herzens zusammen, aber da hört sie die Schritte des Vaters über den Kies schlurfen. Natürlich räumt er wieder absichtlich die kleinen Steinchen mit seinen Schuhen aus dem Weg; zieht häßliche Spuren in die ordentlich geharkten Anlagen, nur weil er Kieswege in privaten Gärten für geschmacklos hält. Franek ist ein ausgezehrter sturer Hund, weiß Gott, und eines Tages wird seine Tochter Kathi ihm Rosen aufs Bett streuen, und er wird vor Schreck seine porösen Knochen einsammeln und zum Himmel auffahren.

Am Himmel über dem Maier-Haus hängen zur Zeit die Flüche wie Gewitterwolken, und schuld daran sind wohl die beiden Franeks, denen der rote Ziegelstaub aus den Gassen der Steingrubensiedlung noch an den Fußsohlen klebt. Überall hinterlassen sie ihre Spuren, sei es nun auf Kiesböden oder auf versiegeltem Parkett, und selbst der

Lavendelduft des Haushaltssprays vermag den Geruch ihrer Proletenvergangenheit nicht zu überdecken. Franek pflegt seine schmutzige blaue Arbeitskluft mit den eingesackelten Schmieröllappen achtlos aufs Ledersofa zu schmeißen. Er kann eine Fernsehshow nur dann richtig genießen, wenn das Wohnzimmer nach einer ungelüfteten Werkstatt stinkt. Wenigstens hat er gelernt, daß er im Wohnraum die Schuhe ausziehen soll. Wie einem stupiden Mischlingsköter mußte Kathi ihm diese Verhaltensweise antrainieren, aber jetzt hat er's begriffen, und man kann verlässlich seine Socken riechen, wenn er ins Haus kommt.

„Warum kommt Martin um eins?“ fragt er, als er sich über dem Spülbecken die Hände wäscht. „Er kommt doch immer um eins, jeden Tag. Seit zwei Jahren.“ - „So?“ sagt der Alte ungläubig und läßt seine grauen Äuglein blitzen, „bist du sicher?“ - Ja, ganz sicher.“ - „Gestern kam er um zwölf.“ - „Nein, gestern ist er um eins gekommen. Wir haben alle um eins gegessen.“ - „Du täuschst dich, Kathi, gestern haben wir um zwölf gegessen.“ Mit Beharrlichkeit läßt sich die Welt verändern. „In Ordnung, gestern haben wir um zwölf gegessen, und heute essen wir auch um zwölf.“ - „Aber Martin ist noch nicht da, und es ist schon zwanzig nach. Es wird sich nicht mehr ausgehen.“ Jetzt grinst er in der Art eines listigen Fabelfuchses, der sicher ist, den Wolf leichterhand übertölpeln zu können. Holzspäne haben sich in seinen Bartstoppeln verfangen, und an den mageren Unterarmen schlängeln sich die Adern wie winzige, verirrte Flüsse. Kathi kämpft gegen ein Mitleid an, das, auf ihn verwendet, immer auch eine Art des Selbstmitleids ist. „Du solltest dir auch noch das Gesicht waschen, bevor wir essen. Sonst hast du die Späne in der Suppe.“

Der alte Hans Franek murrte etwas, das Kathi nicht versteht, weil sie es satt hat, ständig auf der Lauer nach neuen Befunden seiner Seele zu liegen. Und so deutet sie

das Murren als den sinnlosen Protest eines Greises, der sich wieder einmal einredet, bessere Zeiten erlebt zu haben. Sie legt sich Worte ins Ohr, die sie gewohnt ist, von ihm zu hören: Ja, früher, als die Arbeit noch einen Wert hatte, als die Engel noch auf Posaunen bliesen und als der gute Karl-Onkel noch gelebt hat, da war die Welt noch geteilt in ein übersichtliches Oben und Unten!

Kathi erspart es sich, nachzufragen und womöglich fremde Worte aus einem vertrauten Mund zu hören. Auch sie will sich auf nichts mehr einlassen. Sie schaut weg, wenn sie ihn draußen auf der Bank sitzen und mit seinem Stock im Kies kratzen sieht. Dann denkt er wohl an die Mutter und an den eigenen Tod, der immer näher rückt. Sein Kopf hängt nach unten, als kraule ihm der Todesengel schon den Nacken. An den schwarzen Todesengel und an dessen unheimliche Art, sich die fälligen Seelen zu holen, glaubt er wie an den lieben Gott. Da kann Kathi ihm nichts ausreden. Er hat einen Glauben wie ein Kind aus dem Mittelalter. Den hat ihm ein alter Pfarrer eingebrockt, und er muß ihn nun auf seine alten Tage auslöffeln. Bitter schmeckt das Salz der erzkatholischen Priester, das sie ihren Schafen zum Lecken geben.

Kathi kann nichts ausmerzen, weil er sie diesbezüglich nicht für eine Autorität hält: „Du gehst nie in die Kirche, hast du keine Angst, daß dich der Teufel holt?“ – „Nein“, sagt Kathi und will ihm ihre Version des gütigen Schöpfers nahebringen: „Es gibt keine Hölle.“ – „Woher willst du das wissen?“ Über Religion kann sie nicht mit ihm reden, weil sie sich dabei selbst in Sackgassen hineinmanövriert. Sie weiß gar nichts. Sie weiß nur, daß er große Angst hat, die er niemals zugibt. Noch ist er nicht müde genug, um die Ankunft des schwarzen Engels nicht mehr zu fürchten. Er denkt jeden Tag an ihn. Aber er redet nicht darüber. Einmal hat Kathi eine Annäherung versucht, als sie beide nebeneinander auf der Bank unter der großen Weide saßen.

„Denkst du an die Mutter?“ – „Ans Gemüse. Du mußt unbedingt das Schneckenmittel besorgen. Vom Salat wird bald nichts mehr übrig sein.“ – „Von uns wird auch einmal nichts mehr übrig sein, und da hilft kein Schneckenmittel.“ Das war sehr direkt, aber der einzige Weg, aufs Thema zu kommen. Vater, nun komm schon, sag endlich, was dich bedrückt, hatte Kathi gedacht.

„Statistisch gesehen trifft es uns hundertprozentig“, nickte Hans und schaute in die Wolken. – „Ewig zu leben, wäre auch nicht auszuhalten, oder?“ Er spuckte auf den Boden und knurrte etwas Unverständliches. „Wenn’s Zeit ist, ist’s Zeit“, verstand Kathi dann.

„Ich glaube, man braucht vor dem Tod keine Angst zu haben. Ich glaube, daß alles gut wird, was noch nicht gut ist“, ereiferte sich Kathi. Er blieb stumm, kaute bloß auf seinem Gebiß herum, schnalzte ein paarmal mit der Zunge und hustete. „Es ist dann Zeit, wenn’s nicht mehr schad’ ist um einen“, sagte er schließlich. Kathi klopfte ihm auf die Kniehose. „Dann mußt du ewig leben, Vater.“ Sind wir wieder soweit, dachte sie im selben Moment, sind wir wieder bei den alten Floskeln, die uns so wenig weiterhelfen. Tünchen wir schon wieder die Fassaden, bis selbst die Fenster angeschmiert sind. Damit uns nur ja keiner hineinschaut in unsere unaufgeräumten Herzen.

„So schnell bin ich nicht unter der Erde“, reizte er sie plötzlich mit seinem billigen Spott, „so schnell noch nicht!“ Da kriegte Kathi wieder ihre hilflose Wut. Er verstand schon wieder alles falsch. Absichtlich. „He“, sagte er, „ich habe einen Weltkrieg überlebt. Ich kann’s auch in deinem Haus aushalten.“ Klar, dachte Kathi, aber ich allmählich nicht mehr.

Sie läßt Knödel von einem Löffel in leicht köchelndes Salzwasser gleiten und überlegt sich ein Thema, das sie zum Essen servieren könnte. Aber auch durch das